

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 42 (1980)

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

Besprechungen und Hinweise

Die Herausgeber der «Berner Zeitschrift» haben sich in den letzten 15 Jahren bemüht, Besprechungen und Hinweise auf Neuerscheinungen zur Geschichte und Heimatkunde Berns zu publizieren, die mehr sein sollten als Gefälligkeiten einem Autor oder Verleger gegenüber oder Höflichkeiten auf Gegenseitigkeit, wie man sie in der Tageszeitung nicht selten findet. Das hat ihnen – neben einer gelegentlichen Ermunterung – eher zornige Reaktionen von Verfassern gebracht, kaum aber eine Qualitätsverbesserung der Publikationen. Zudem war die Auswahl nicht selten etwas vom Zufall abhängig, weil die notwendigen Rezensionsexemplare nicht zur Verfügung gestellt wurden. Die Herausgeber sehen deshalb vor, diese Rubrik neu zu überdenken.

Sammelwerke

Im vergangenen Jahr sind zwei Bände des «Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums» erschienen*, deren Aufsätze hier kurz angezeigt seien. Der erste Band (1975–1978, 55.–58. Jahrgang) beginnt mit einem von B. Kapossy und E.B. Cahn überarbeiteten und ergänzten Neudruck des Abschnittes «Schaumünzen, welche die Eidsgenossenschaft überhaupt, oder einige Stände derselben zugleich, betreffen» aus Gottlieb Emanuel von Hallers «Schweizerischem Münz- und Medaillenkabinett» (1780/81). Als weitere Arbeiten aus der Abteilung für Münzen und Medaillen folgen zwei kleinere Aufsätze über «Das alte Bern, eine schweizerische Republik als Antithese zu den Monarchien» von B. Kapossy und «Die Fundmünzen von der Engehalbinsel bei Bern» von H.-M. von Kaenel. Ebenfalls mit der Engehalbinsel beschäftigen sich zwei Arbeiten der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte: «Stempel auf römischer Keramik von der Engehalbinsel Bern» von E. Ettlinger und «Die Keramik vom Engemeistergut (Grabung 1968/1969)» von K. Roth-Rubi. Ein weiterer Artikel dieser Abteilung stammt aus der Feder von A. Leibundgut und ist dem Thema «Zu den vorrömischen Hercules-Statuetten in schweizerischen Museen: Italischer Import?» gewidmet. Abgeschlossen wird dieser Band mit einer Arbeit aus der Abteilung für Völkerkunde von D. Perret, die in französischer Sprache einen Katalog der chinesischen und japanischen Musikinstrumente des Museums vorlegt.

Der zweite Band (1979/1980, 59./60. Jahrgang) bringt weitere vier Aufsätze aus der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung: von A. Hofmann-Wyß über «Liesbergmühle VI», von F. Maier über «Die frühbronzezeitlichen doppelschaftigen Nadeln der Schweiz», von C. Osterwalder über «Orpund-Kiesablagerungen, Katalog der Funde im Bernischen Historischen Museum» und von der gleichen Autorin, zusammen mit G. Breitenbach, über «Neukonservierte Objekte aus Ins und Münsingen». Aus der Abteilung für Geschichte und angewandte Kunst stammen zwei Beiträge von Th. Vignau-Wilberg «Zu Christoph Murers Frühwerk» und von A. Rupp über «Metallographische Untersuchungen von Halbarten des Historischen Museums Bern» sowie die Monographie «Zur Revision des Berner Christoffel» von F. Bächtiger, auf die weiter unten in einer Besprechung speziell hingewiesen wird.

Die beiden Bände des Jahrbuchs können zum Preis von je Fr. 80.– im Museum bezogen werden, wo auch Sonderdrucke der einzelnen Aufsätze und Arbeiten erhältlich sind. BHM

* *Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums*. 55–58, 1975–1978. 59–60, 1979–1980. Bern 1980.

Nachdem wir schon in Heft 4/79 den I. Teil der von Gerold Walser edierten *Römischen Inschriften in der Schweiz* anzukündigen Gelegenheit hatten, können wir heute den Abschluß dieser verdienstvollen Publikation melden.* Die Berner Historiker wird vor allem der II. Teil interessieren, weil dort die Inschriften aus dem Kanton Bern vorgestellt werden, unter anderem auch die Funde aus der Kirche von Amsoldingen. Für das Selbstverständnis des Alten Bern charakteristisch ist die Nr. 318 im III. Teil. Neben einem Meilenstein des römischen Kaisers Caracalla, der 1785 bei St-Prex im Waadtland gefunden wurde, haben die Berner die stolze Inschrift anbringen lassen: *Pontes et vias vetustate collapsas olim Roma, nunc Berna restituit.* (Brücken und Straßen, die vor Alter zerfielen, setzte einst Rom, jetzt Bern wieder instand.) K.F. Wälchli

Orts- und Regionalgeschichte

Stadt Bern

Franz Bächtiger schildert in einer reich illustrierten Studie von mehr als 150 Seiten die *Geschichte des Christoffelturmes*** und namentlich seines Abbruches, wobei er sich nicht auf die kunsthistorischen und städtebaulichen Aspekte beschränkt, sondern die Vorgänge klug und überzeugend einordnet in die Geschichte der politischen Ideen und der ästhetischen Vorstellungen. Anhand von Akten, Zeitungsberichten, Karikaturen, Fotografien, Plänen und dergleichen stellt der Autor die leidenschaftlichen Kämpfe um den imposanten Wehrbau vor rund 120 Jahren dar. Der offiziellen Argumentation nach fiel das Monument dem ersten Bahnhof in Bern zum Opfer, im Grunde genommen aber dem ahistorischen Zeitgeist, für den alles weichen sollte, was an das Mittelalter erinnerte und modernen Stadterweiterungen und -«verschönerungen» im Wege stand. Zu den lautesten Rufern im Streit gegen die Tradition gehörten alt Bundesrat Jakob Stämpfli, der mehr Raum für das Gebäude seiner Eidgenössischen Bank (der heutigen Bankgesellschaft) forderte, aber auch Kantonsbaumeister Salvisberg, Schulinspektor Antenen und der von den Altliberalen zu den Radikalen abgefallene Vizepräsident des Gemeinderates, Oberst Kurz. Die Christoffelfreunde rekrutierten sich vornehmlich aus patrizischen und konservativen Kreisen und eher aus der älteren Generation. Von den rund hundert damaligen Mitgliedern des Historischen Vereins finden wir auf den Subskriptionslisten der Christoffelanhänger wider Erwarten bloß zwanzig.

Für sie stand damals das Projekt eines Schlachtdenkmal bei Neueneegg im Vordergrund. So vermochten allerhand Umbauvorschläge den Abbruch nur etwas hinauszuzögern: Am Donnerstag, den 15. Dezember 1864 vormittags um neun Uhr, beschloß die Einwohnergemeindeversammlung in der Heiliggeistkirche mit 415 gegen 411 Stimmen die Zerstörung.

Bächtiger beschreibt nicht nur den Ablauf der Ereignisse, sondern gibt auch manchen Hinweis auf das Denken und Fühlen der Berner jener Zeit. Für manche von ihnen verkörperte zum Beispiel die neue, in Bronze gegossene Berna auf dem Brunnen vor dem Bundeshaus-West Berns Vergangenheit grandioser als Christoffel. Überhaupt trugen damals verschiedene Denkmäler eine politische «Etikette». So galt das des Stadtgründers Berchtold von Zähringen als konservativ, jenes Rudolf von Erlachs dagegen als radikal. Ferner war gegen die Erhaltung des Christoffels oft

* Gerold Walser: *Römische Inschriften in der Schweiz. II: Nordwest- und Nordostschweiz.* 295 Seiten, 135 Abbildungen. Verlag Paul Haupt, Bern 1980. Fr. 19.-. – *III: Wallis, Tessin, Graubünden, Meilensteine aus der ganzen Schweiz.* 200 Seiten, 75 Abbildungen. Verlag Paul Haupt, Bern 1980. Fr. 22.-.

** Franz Bächtiger: *Zur Revision des Berner Christoffel.* Sonderdruck aus dem Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums. 59./60., 1979/80. Bern 1980.

ausgespielt worden, dringlicher sei die Krönung des Münsterturmes mit einem Spitzhelm. Als dann aber am Ende des 19. Jahrhunderts dieses Vorhaben spruchreif wurde, setzten sich praktisch nur ehemalige Christoffelfreunde dafür ein.

Bächtiger dokumentiert seine Untersuchung durch viele aussagekräftige Bilder und durch einen fünfzigseitigen Anhang mit zeitgenössischen Pressestimmen für und gegen den Abbruch des Christoffelturms. So gelingt es dem Autor, den Kampfgeist jener Jahre wieder heraufzubeschwören. Sein Werk ist eine Quelle reicher Anregung und eine wahre Fundgrube zur Berner Geschichte der letzten Generationen.

B. Junker

Verschiedene Vereinsmitglieder erinnern sich wohl noch der zwei Anlässe, die der Historische Verein dem *Erlacherhof* gewidmet hat: Im September 1977 führte Ulrich Bellwald im Innern des Palais in dessen Restaurationsprobleme ein; im November 1978 war es Prof. Paul Hofer, der im Hof die ausgegrabenen Fundamente der Bubenberg-Säshäuser erläuterte. Seit Ende 1980 kann man Baugeschichte, Restaurationsprobleme und Innenansichten in Buchform aus der Feder von Ueli Bellwald erleben. Zusammen mit Eugen Goetz-Gee hat er auch den wohl gelungenen Band gestaltet*.

Fünf Schultheißen sind es, die sich als Bauherren seit dem 15. Jahrhundert in die Baugeschichte eingeschrieben haben: Schultheiß Heinrich v. Bubenberg, der vor der Mitte jenes Jahrhunderts maßgeblich die ältesten Bauten umgestaltete. Nach dem Übergang an die Familie v. Erlach veranlaßten der Reformationsschultheiß Hans v. Erlach, im folgenden Jahrhundert der Besieger der Bauern von 1653, Sigmund v. Erlach, wesentliche bauliche Veränderungen, bis schließlich die Schultheißen Hieronymus und sein Sohn Albrecht Friedrich v. Erlach dem Bau in der Mitte des 18. Jahrhunderts die heutige spätbarocke Palaisform gaben.

Anhand von neu aufgefundenem Planmaterial – Hieronymus v. Erlach hat Generationen von Umbauplänen herstellen lassen – vermag der Verfasser als wahrscheinlichen planenden Architekten den 1748 verstorbenen Albrecht Stürler (das «von» hat die Familie erst nach 1783 angenommen) aufzuzeigen. Albrecht Friedrich v. Erlach hat dann den Bau ausführen lassen, freilich um einen Halbstock höher wegen des Einbaus des großen Saales.

Schon vor dem Umsturz von 1798 gelangte der Erlacherhof in andere Hände, wurde nacheinander Quartier General Brunes, französische Botschaft und dann Sitz der Stadtverwaltung, wurde 1832 berühmt durch die sogenannte Erlacherhofverschwörung, diente nach 1848 während eines Jahrzehnts als «Bundeshaus» und dann wieder der Stadtverwaltung. Die Wende zum 20. Jahrhundert brachte verständnislose Eingriffe, die bei der neuesten Restauration wohl weitgehend beseitigt, in einem Kernstück aber – dem Prunksaal – leider beibehalten werden mußten.

Der zweite Teil des reich bebilderten Bandes befaßt sich mit den Fragen der Restauration, mit Gartenanlagen, Fassaden, Dachschmuck, Reliefs, sodann mit allem Inwendigen vom Treppengeländer zum Deckengemälde, mit Öfen, Türen, Täfer, Cheminées – was alles dazu gehören mag. Ein Rundgang durch das fertige Haus rundet die Publikation ab. Dabei versteht es der Autor geschickt, den Besucher von dem mit Büros verbauten Saal abzulenken.

Mit der Erneuerung des Erlacherhofs und des Kornhauses hat nun auch die Stadt in die Tradition werkgetreuer Restaurationen in der Altstadt eingespart. Der Staat hatte 1942 mit dem Rathaus einen Anfang gemacht und die Burgergemeinde 1954 mit den Ischihäusern den ideellen und praktischen Durchbruch erreicht. Die Stadt hatte zunächst Mühe mitzugehen; Christoffel in der Bahnhofunterführung weiß davon zu erzählen. Jetzt aber scheint der Weg gewiesen – vielleicht sogar im Verkehrschaos.

Wir wünschen der kommenden Generation noch zweierlei am Erlacherhof: Die Freilegung des Hauptsalles und die Klärung der Frage, ob wohl das älteste Bern hier im bubenbergischen Sitz oder an der Nydegg zu suchen ist.

* *Ulrich Bellwald*: Der Erlacherhof in Bern. Baugeschichte – Restaurierung – Rundgang. 106 Seiten, ill. Stämpfli, Bern 1980.

Einen Glücksfall unter den vielen Bern-B(r)uch-Produktionen hat Guido Schmezer mit den «*Berner Türen und Tore*» geschaffen*. Gespannt blättert man von Bild zu Bild, welche neue Assoziation jetzt geschaffen werde. Wir haben uns einzig gefragt, warum auf Nummer 36 (Eingang einer Buchhandlung, wo der Student Geld gegen Geist umtauscht oder umtauschen muß) nicht der Eingang von Münsterergasse 61/63 oder Hallwylstraße 15 folgt, weil hier der Student Geist ohne Geld abholen kann; aber eben, die Auswahl war auf 50 Türen beschränkt. H.A. Michel.

Seeland

Mit dem Band «*Biel im Wandel der Zeiten*»** ist Marcus Bourquin, dem Bieler Stadtarchivar, ein wertvoller breitgefächelter Beitrag zur Geschichte Biels gelungen. Die Bilder reichen von der ältesten Darstellung bis zur modernen Photo; Grundrisse, Ansichten, Skizzen, Gemälde wechseln ab in Verbindung mit einem passenden Text – bald chronikalisch, dichterisch-literarisch, historisch-wissenschaftlich, bald eine Reisebeschreibung eines Ausländers, bald der Bieler Grock als Weltbürger, der Dichter Robert Walser oder der nach Biel geflüchtete Ernst Schüler. Uns fehlen einzig Arthur William Lorys «*Bieler Plüschsofageschichten*», heitere, leider vergriffene Reminiszenzen aus der Jahrhundertwende, erschienen 1952. Nostalgisch mutet den Vorkriegsbieler das 1975 fast mutwillig zerstörte «*Rüschli*» an oder die alte Nidaugasse mit dem Jugendstil-«*Knopf*» oder die noch «*intakte*» Marktgasse der Jahrhundertwende (mit einer falsch placierten welschen Legende) – bald wird man derartigen Abbrüchen so nachtrauern wie dem 100 Jahre früher abgerissenen Obertor. Aber solche Dinge ereignen sich nicht nur in der «*Zukunftsstadt*»... Hoffentlich erlebt Biel in Zukunft nicht einen Biel-Buch-Boom, wie er in Bern bereits zur Mode geworden ist, indem jeder Verleger den andern zu übertrumpfen sucht; aber solange das Geschäft blüht, hält die Epidemie an.

Als Kurt Guggisberg seine beiden Bände zur bernischen Kirchengeschichte und Kirchenkunde beendet hatte, wollte er sein Werk mit der Herausgabe einer Darstellung der Geschichte der bernischen Kirchen und ihrer Pfarrer fortführen, also gleichsam eine erweiterte Neuedition von Lohners Standardwerk von 1864 herausbringen. Der Tod hat ihm allzufrüh die Feder aus der Hand genommen, und eine mit der Fortführung des Werkes beauftragte Kommission sah ein, daß es dafür jahrelanger Kleinarbeit bedürfe, um aufgrund von Archivstudien in den einzelnen Kirchgemeinden ein auf wissenschaftlich vertretbarem Stand gehaltenes mehrbändiges Werk herauszubringen. Inzwischen sind die Vorarbeiten dafür angelaufen. Man möchte nicht bloß eine auf qualitativ sehr ungleichen Vorarbeiten beruhende Zusammenfassung bieten und unkritisch alte Irrtümer weiterverbreiten.

Gleichsam als regionales Probestück, aber ohne jede Verbindung mit der obgenannten Kommission, hat sich Robert Aeberhard für das Seeland seit Jahren hinter die gleiche Aufgabe gemacht und unter dem Titel «*Kirchen im Seeland*» einen reich bebilderten Band herausgegeben***. Er faßt dabei das «*Seeland*» als geographischen Raum auf und bezieht daher Randgebiete im Südjura und im angrenzenden außerkantonalen Gebiet mit ein. Daß er das Laupenamt als Bestandteil und nicht auch als Randgebiet des Seelandes auffaßt – damit dürfte man an Sense

* *Guido Schmezer*: Berner Türen und Tore. Paul Haupt, Bern 1980. (Auch als «*Jahrring*» des Verlages erschienen).

** *Marcus Bourquin*: Biel-Bienne im Wandel der Zeiten. Karten, Pläne, Ansichten und Beschreibungen aus fünf Jahrhunderten. Ausgewählt und kommentiert von M'B', ins Französische übersetzt von Charlotte Berlincourt. Reich ill., 224 S. Verbandsdruckerei, Bern 1980. Fr. 42.-.

*** *Robert Aeberhard*: Kirchen im Seeland. Gotteshäuser der Stadt Biel, des bernischen Seelandes und seiner Randgebiete. Gassmann, Biel 1980. 402 S., ill., Fr. 46.50.

und Saane gar nicht einverstanden sein. Trotz mancher Verbindung zum Seeland gehört das Amt Laupen geographisch, topographisch, verkehrsmäßig, wirtschaftlich und historisch zum Mittelland.

Wenn wir diesen Band hier ausführlicher als üblich besprechen, so deshalb, weil sich daran verschiedene Fragen und Beispiele lokaler Geschichtsdarstellung auf gemeinverständlicher Basis und auch editorische Probleme zeigen lassen.

Der Großteil der nach Amtsbezirken geordneten Einzeldarstellungen stammt von lokalen Autoren, wobei der Herausgeber selber vor allem die Texte im Raum Biel und die allgemeine Einleitung von 16 Seiten verfaßt hat.

Robert Aeberhard gibt im Vorwort die programmatische Erklärung ab, es gehe um ein «echtes Volks- und Heimatbuch», das in gemeinverständlicher Sprache keine Vollständigkeit anstrebe, sondern ein mosaikartiges Bild der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart der einzelnen Gotteshäuser und ihres Wirkungsraumes bieten möchte. Als großen Vorzug des Buches möchten wir vorerst festhalten, daß es die Kirchen, Kapellen und Gemeindehäuser aller Konfessionen und jeden Alters erfaßt und gerade dadurch unglaublich viel Wissenswertes aus neuester Zeit vermittelt. Wir denken da etwa an die Französische Kirche in Biel.

Wenn aber Herausgeber und Verleger gerade die Buntscheckigkeit der Darstellungen mit ihrem Akzent auf ganz verschiedenartiger Ebene als gewollten Vorzug hervorheben, dann sehen wir eben hier die größte inhaltliche Schwäche des Werkes. Die gewollte Vielfalt und Uneinheitlichkeit tönt eher als Entschuldigung für eine zu wenig straffe redaktionelle Führung, die langschweifige Banalitäten, Wiederholungen oder Selbstverständlichkeiten und – mit Hilfe eines beigezogenen Fachmannes – offensichtliche Fehler hätte ausmerzen sollen. Wenn einer aus Bauprotokollen aneinandergereihten, mehrseitigen Darstellung eines Neubaus mehr Raum gewährt wird als einem 1000jährigen Bauwerk, dann sind die Proportionen nicht gewahrt. Vielfalt ist sicher erwünscht, dazu sind aber sachliche Richtigkeit und angemessenes Gewicht im Verhältnis zum Gesamtband wesentliche Voraussetzung. So ist es merkwürdig, daß in einer Lebensdarstellung eines Bruder Klaus alles Wichtige bis zur Heiligsprechung erwähnt wird, ausgerechnet die größte Tat aber nicht, nämlich das «Wunder von Stans», obschon es sich dieses Jahr zum 500. Male jährt!

Im Band sind einige sehr gute bis ausgezeichnete Einzeldarstellungen zu finden, die auch einem wissenschaftlichen Werk wohl anstehen würden. Ohne jeden Artikel mit Akribie gelesen zu haben, nennen wir in erster Linie Laupen, Ligerz, alt Lyß, Meikirch, Mühleberg, Pieterlen und Wengi bei Büren, ferner auch Erlach, Gottstatt, Ins und Siselen.

In andern Fällen, vorwiegend da, wo sich der Verfasser nicht auf eine fundierte Vorarbeit stützen konnte und die Darstellung ohne eigene Geschichtskenntnisse aus teilweise veralteter Literatur unkritisch zusammenfügte, sind schwächere Artikel entstanden. Vor allem wirken Details störend, die aus einem größern Zusammenhang gerissen werden: «Nach 1800 herrschte Kirchenzwang. Wer nicht zur Kirche ging, wurde gebüßt.» Diese in der Zeit völlig schiefstehende Aussage sei nur als Beispiel für andere genannt. Desgleichen ist ein Weinberg neben einem Pfarrhaus im Großen Moos durchaus kein Kuriosum, sondern seit alter Zeit selbstverständlich. Und daß oben drein ein Pfarrer trunksüchtig wurde wegen dieses «köstlichen Topfens», ist Ausschmückung des Verfassers: Altbernischer Landwein war sauer, und trunksüchtige Pfarrherren gab es auch in Berggegenden, wie etwa Pfarrer Wolf in Guggisberg, dem das Oberchorgericht während sechs Tagen Gelegenheit gab, im «Loch» über Alkohol und Nikotin nachzusinnen.

Daneben stehen eine Anzahl sachlicher Unrichtigkeiten, die ein Kenner aus dem Gedächtnis hätte richtigstellen können. Einige Beispiele: «Mit dem Einmarsch der Franzosen nahm ... auch die Herrschaft Berns über ... ein Ende» – wie wenn die betreffende Landstadt heute nicht mehr bernisch wäre! Kaum allen Verfassern sind falsche Jahreszahlen anzulasten. Peinlich berührt etwa S. 121 die Datierung der Berner Reformation ins Jahr 1428 und der daraus abgeleitete Rechnungsfehler; unrichtig datiert ist der Bieler Stadtbrand mit 1365 (statt 1367); daß Berns «Sekretär» (Stadtschreiber) Fricker natürlich 1479 und nicht 1449 nach Rom reiste (S. 222), ist wohl dem Korrektor entgangen oder auf eine schlechte Schreibvorlage zurückzuführen, desgleichen S. 166 1338 statt 1388 (Eroberung von Büren durch die Berner), ebenso das Chonfalli statt Choufalli für

Täuffeln. Jeder Kenner kirchlicher Quellen weiß, daß das Lausanner Kartular von 1228 ein Verzeichnis, also eine Aufzählung ist; somit ist das vermeintliche Zitat in Anführungszeichen (S. 177) einer Ortsgeschichte und nicht einer Quelle entnommen. Man sollte eben nicht wissenschaftliche Quellentreue in einem gemeinverständlichen Werk vortäuschen wollen. Wenn man Originalität als Kolorit vorgibt, so sollte das sinngemäß geschehen. Da der heutige Setzer – trotz hoher Löhne, verkürzter Arbeitszeit und Computer – in keiner Weise mehr seinem kenntnisreichen Vorgänger nahekommt, müssen Herausgeber oder Korrektor um so mehr von der Sache verstehen: Verschreibungen wie MDVX für MDXV (d.h. 1515, S. 299) und MCCCC.IXII für MCCCC.LXII (d.h. 1462, S. 231) merkt zwar der Laie nicht, sie nötigen aber dem Kenner ein Lächeln ab. Dasselbe gilt für Trennungen wie Ar-chäologen (S. 11) oder ong-ferd (für ungefähr, S. 54) statt on-gerd.

Man mag diese Bemerkungen als wissenschaftliche Überheblichkeit abtun – aber die Details sollten eben in einem gepflegten Buch auch gepflegt werden. Das gilt nicht zuletzt für einleitende Überblicke. Ob man der Sache dient, wenn überholte schülerhafte Vorstellungen von Römerzeit und Mittelalter weiterhin verbreitet und damit im Volk verwurzelt werden, darf man sich fragen. Meines Erachtens wäre es geschickter gewesen, konkrete, aber ungesicherte und sagenhafte Aussagen über die Frühzeit wegzulassen.

Trotz all dieser Kritiken möchten wir das Buch begrüßen; denn es hat seine unbestreitbaren Qualitäten. Es hat einzig der kritische Berater gefehlt. Und dieser hätte wohl auch darauf hingewiesen, daß die Einleitung wichtige Lücken aufweist: In kirchenrechtlicher Hinsicht fehlt manche Aussage zum Verständnis der Gegenwart; das Liturgisch-Funktionale in der Kirchenbaukunst des Mittelalters gehört auch in eine Einleitung, nicht nur in die guten Begriffserklärungen S. 393 ff.; gar nicht begriffen hat der Bearbeiter die Reformation und ihre staatspolitischen Folgen in bezug auf das Verhältnis Staatskirche/Landeskirche/Gemeinde; die Einleitung zu Guggisbergs Kirchengeschichte erläutert das zwar sehr klar. Auch die unverständliche Polemik gegen das «Machs na» am Berner Münster zeugt davon, daß der Verfasser die Vergangenheit nicht aus sich selbst heraus beurteilt. Und warum sind hervorragende Persönlichkeiten der seeländischen Reformationgeschichte in der Einleitung nicht erwähnt, etwa Thomas Wyttenbach in Biel oder Niklaus Manuel in Erlach? Im großen und ganzen spürt man, daß aus Gründen der Kostensenkung Zeitungsartikel aneinandergereiht worden sind – bei kritischer Führung durch Herausgeber und Verleger durchaus legitim – hier aber zum Nachteil des Buches.

Noch einige Bemerkungen zum Äußern des Bandes. Zweifellos haben sich Verleger und Herausgeber große Mühe für eine einwandfreie Edition gegeben. Kunstdruckpapier, Bildqualität und Fadenheftung bei einem sehr angemessenen Preis zeugen davon. Dennoch wollen uns die allzu gewichtigen Untertitel gar nicht gefallen, weder graphisch noch dem Aussagewert nach. Einzelne Untertitel riechen nach Sensation (etwa «Mord in der Kirche», S. 291, dabei handelt es sich erst noch um eine andere Kirche), oder sie sind unzutreffend. «Orgeldynastien» – für die Vermutung, in Wengi könnte einer aus der Klavierbauer-(nicht Orgelbauer-)Dynastie Hauert die Orgel geschaffen haben. Man hat hie und da das Gefühl, das Prinzip der Untertitel müsse à tout prix durchgehalten werden, auch wenn man dem Text Gewalt antue. – Ebenso scheint uns ein anderes Prinzip fragwürdig: Warum nicht da und dort eine Legende zu einem Bild, das nicht unbedingt für sich spricht? Gerade in einer Bildlegende läßt sich viel unmittelbare und anschauliche Information verpacken.

Als letztes eine Bemerkung zu den Quellenbelegen: An sich waren sie offenbar nach der Manier der Zeitungsschreiber nicht gewünscht. Mancher Verfasser hat sich aber indirekt abzusichern versucht durch Bezugnahme auf benutzte Literatur. Eine Bekanntgabe der Quellen hätte zweifellos noch mehr Verantwortung für Unrichtiges abgewälzt – dafür aber klare Verhältnisse geschaffen. Das setzt freilich wieder mehr mühsame Gesamtedition voraus; denn das Literaturverzeichnis S. 399 ff. mit all seinen Zitierfehlern (z.B. «Thomann Franz [Friedrich Wolfgang]» statt Thomann, Franz und v. Mülinen, Friedrich Wolfgang) hätte auch des letzten Schliffes durch einen Kenner bedurft oder wäre besser weggelassen worden. So hat es nur Alibi-Funktion.

Wir haben aus wissenschaftlicher Sicht dem Werk recht viele Unzulänglichkeiten angekreidet. Dennoch sei dem wagemutigen Herausgeber gedankt. Es bedarf derartiger Initiativen, um dem

Volk die Augen für die Vergangenheit und die kulturellen Gewichte im heimatlichen Raum zu öffnen.

Die Kommission, die die eingangs erwähnte Fortsetzung von Kurt Guggisbergs Kirchengemeindegeschichten plant, wird gut beraten sein, von den guten und weniger guten Erfahrungen des vorliegenden Werkes zu profitieren.

Wenn der Herausgeber der «Seeländer Kirchen» Guggers Orgelhandbuch noch in sein Werk hineinverarbeiten konnte, so hätte man auch wünschen mögen, daß dasselbe mit dem Geographischen Jahrbuch 1977/79 «*Die Region Biel-Seeland*»* möglich gewesen wäre. Besonders bei den Übersichten und Einleitungen des Kirchenbandes wäre eine Neuorientierung am heutigen Erkenntnisstand der seeländischen Frühzeit unbedingt nötig gewesen. So wird mit den «Seeländer Kirchen» einmal mehr veraltetes Schulwissen weiterverbreitet und erhärtet: «Bei der einheimischen Bevölkerung sind diese Ansichten fest verankert», schrieb Hanni Schwab schon 1970/71 in den Freiburger Geschichtsblättern (S. 22, im Aufsatz «Waren Murtenbiet und Seeland im frühen Mittelalter Grenzland – Niemandland – Ödland?»). Im Band der Geographen wird nun von vier Mitarbeitern des kantonalen archäologischen Dienstes eine dem Historiker sehr erwünschte Übersicht zur Ur- und Frühgeschichte geboten, eine aufgearbeitete Darstellung, in der auch die Erkenntnisse neuester Grabungen (wie Twann, Mett, Tschugg) berücksichtigt sind. Historisch ausgerichtet sind eine Übersicht der Seeländer Klöster sowie zwei städtebauliche Arbeiten über Erlach und Biel. Wirtschaftsgeschichtliche Beiträge befassen sich in der Landwirtschaft vor allem mit den Auswirkungen der Juragewässerkorrekturen, in Lyß und Biel mit Industriefragen in Vergangenheit und Gegenwart. Zusammen mit den Arbeiten zur Naturlandschaft, zu Klima, Vegetation und Wasserhaushalt sowie mit regionalplanerischen Untersuchungen erhält der Leser ein vielseitiges Bild vom Seeland, ein Gesamtbild, wie es der moderne Geograph anstrebt: Natur, Kultur und Wirtschaft, Vergangenheit und Gegenwart als Voraussetzung für das Handeln in der Zukunft. Es ist ein sehr gelungenes Jahrbuch. Einzig dem Computer der Druckerei möchte man wünschen, daß er auch noch die Trennregeln von Fremdwörtern lernt und nicht Sig-natur, Rep-roduziert oder gar T-rassee trennt!

H.A. Michel

Der 1979 verstorbene Alt-Schulinspektor Gottfried Häusler in Bütigen hatte während vieler Jahre in seeländischen Zeitungen und Volkskalendern unter dem Pseudonym Niklaus Amherd geschichtliche und heimatkundliche Plaudereien aus dem *Seeland* veröffentlicht, die großen Anklang fanden. Die Heimatkundekommission Seeland des Bernischen Lehrervereins hat nun die verstreuten Schilderungen verdankenswerterweise in einer Sammelausgabe festgehalten und allgemein zugänglich gemacht**. Da das Inkognito des Verfassers 1976 gelüftet worden war, durfte sein Name nun ruhig auf Umschlag und Titelblatt gesetzt werden.

Wie aus dem Untertitel des Buches ersichtlich ist, erstreckt sich der Bereich von Häuslers historischem Interesse auf den Raum des bernischen Seelandes von Laupen bis Büren. In einem Fall hat der Autor diesen Rahmen gesprengt und sich auf freiburgischen Boden vorgewagt, wenn er von der St. Urbanskapelle bei «Guschebärli» (Coussiberlé) berichtet, bei der sich die Eidgenossen nach alter Überlieferung am 22. Juni 1476 vor der Schlacht bei Murten versammelt und ihr Gebet verrichtet haben sollen. Daneben hält Häusler in seinen munteren Plaudereien in gleicher Weise die Erinnerung an historisch oder heimatkundlich bemerkenswerte Örtlichkeiten oder Gebäude von der Frühzeit bis in das 19. Jahrhundert fest, wie an Dorforiginale oder an Bräuche und Begebenheiten. Das Mitgeteilte ist aber keineswegs unverbindliches Geplauder ohne historische Zuverlässigkeit, sondern es beruht auf soliden Forschungen im bernischen Staatsarchiv oder in

* *Die Region Biel-Seeland*, Grundlagen und Probleme der heutigen Kulturlandschaft. Redaktion Klaus Aerni. Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft von Bern, 53, 1977–1979. Bern 1980. 1 Textbd. (394 S.) und 1 Kartenbd. (15 Pläne und Karten). Fr. 72.–.

** *Gottfried Häusler: Seeland. Geschichtliche und heimatkundliche Wanderungen zwischen Laupen und Büren.* Verlag der Heimatkundekommission Seeland des Bernischen Lehrervereins. [Biel 1979].

Gemeinde- und Pfarrarchiven, oder es hält aus dörflicher Welt verdienstlicherweise Berichte von Augen- und Ohrenzeugen über Geschehnisse und Personen fest. Gelegentlich liebt es der Verfasser, dem Leser eine Überraschung zu bereiten, indem er mit etwas anderem aufwartet, als es die Überschrift einer Plauderei zunächst vermuten ließe. So erwartet man unter dem Titel «Das Bauerngut auf dem Fäggenhubel» eine Hofgeschichte, findet dann aber stattdessen eine Kurzbiographie des Generals Johannes Weber von Brüttelen, der auf diesem Gute aufgewachsen ist. Im Kapitel «Eine Prinzessin von Hessen-Rheinfels reist durch das Seeland» erfahren wir nicht etwa von Empfängen mit Bücklingen und wohlgedrehten Komplimenten, sondern vom Straßenzustand in vergangenen Jahrhunderten. Daß Häusler auch etwa angriffig und sarkastisch werden kann, verrät die Kapitelüberschrift «Die Zerstörung der alten Reichsstadt Gümnen anno 1971».

Die Geschichtswissenschaft kann sicher den Forscher nicht entbehren, der in jahrelanger Arbeit eine bestimmte Zeit oder eine historische Gestalt ergründet und das Ergebnis nachher mit Akribie und mit gelehrtem Apparat veröffentlicht. Aber es bedarf auch der Leute, die geschichtliches Wissen in ansprechender, leichtfaßlicher Form ins Volk hinaustragen. Gottfried Häusler hat dies ausgezeichnet verstanden. Willy Hug hat zu dem Buche das Vorwort beigezeichnet und die Örtlichkeiten und Gebäude, die Häusler in seinen Plaudereien geschildert hat, mit gewandtem Zeichenstift im Bilde festgehalten.

H. Specker

Zwei Mittelländer haben im Emmental einen schönen *Bildband über das Seeland* herausgebracht*. Fernand Raussers treffliche, teils doppelseitige Aufnahmen wirken mit ihrem Hell-Dunkel-Kontrast, zu dem häufig auch der Kontrast Naturlandschaft–technische Welt kommt. Konsequenter und ehrlicher ist die Schwarzweissphotographie durchgehalten – auch auf dem Umschlag ohne farbigen Schaufensterköder. Werner Gallatis knapper, zweisprachiger Text stellt die historische und landeskundliche Verbindung her; die maßvollen Eingriffe des Menschen finden Verständnis, weniger gewisse Bausünden und Industrieanlagen. Deutlich spürt der Leser die feine Wehmut über die verarmte Natur heraus, von deren einstiger Reichhaltigkeit manches Bild zeugt, leider oft nur noch aus dem geschützten Relikt.

H.A. Michel

Mittelland

Noch sind die Lehrer nicht ausgestorben, die sich aktiv mit Ortsgeschichte befassen. Erfreulich, wenn Jahre nach einem einst besuchten Urkundenlesekurs im Staatsarchiv eine Frucht vorgelegt wird. Und es ist gute Frucht: Fritz Schmalz, Lehrer in *Büren zum Hof*, legt eine über 300seitige «Dorfchronik» vor**. Dorfchronik – aneinandergereihte Ereignisse, jahrweise geordnet, so definiert der Wissenschaftler die «Chronik»; «Zeitregister» haben die Alten zur Zeit Schillings, Tschachtlans, Anshelms oder Michael Stettlers gesagt. Die Bürener «Dorfchronik» ist aber etwas ganz anderes als eine chronologische Abfolge von Ereignissen, eine «Chronik». Es ist eine Folge lebendiger, anschaulicher Bilder aus der Vergangenheit eines Dorfes im Fraubrunnenamt, in der Frühzeit verbunden mit der Geschichte des Klosters Fraubrunnen, später mit den Schicksalen der Verbindungsstraße Solothurn–Bern. Und damit sind einige Schlaglichter aus Kriegszeiten gesetzt: die Gugler, der Bauernkrieg und die Franzosenzeit. Ausführlich, an Gotthelf geschult, schildert der Verfasser die Schicksale seiner Gemeinde am lokalen Beispiel, meist auf dem Hintergrund des größeren Zusammenhangs, manchmal dichterisch ausgemalt, aber nicht unwahrscheinlich. Der Leser merkt bald einmal, wo der Verfasser den rein quellenmäßigen Boden verläßt.

* *Werner Gallati* (Text) und *Fernand Rausser* (Photos): *Seeland – Idyll und Zivilisation*. Langnau o.J. Fr. 29.–.

** *Fritz Schmalz*: *Büren zum Hof. Eine Dorfchronik als Zeitspiegel des Amtes Fraubrunnen*. Herausgegeben von einem Ausschuß. Burgdorf 1980. Fr. 32.–.

Fritz Schmalz hat das umfangreiche Material der lokalen Archive von Kirche und Gemeinde durchgeackert, ebenso die Quellen des Staatsarchivs und eine lokalhistorische Literatur. Daher nehmen entsprechend breiten Raum ein das bäuerliche Leben, die Abgaben, vor allem die Zehntablösung, das Chorgericht, die Schulgeschichte, das Fürsorgewesen usw. Er meidet das Hypothetische der Frühzeit. Er bleibt mit dem Schwergewicht im 17.–19. Jahrhundert, und das macht seine Darstellung glaubwürdig und lebensvoll. Es ist eigene Forschung, einleuchtend ausgemalt, keine Abschreiberei aus bestehenden Texten. Das stellt das Buch an die Seite anderer guter bernischer Ortsgeschichten, etwa neben Grafenried, Utzenstorf, Krauchthal, Heimiswil, Rüegsau oder Lützelflüh.

Die Planzeichnungen bilden eine wichtige Ergänzung zu den Darstellungen Paul Zryds für Grafenried.

Zweifellos lassen sich Details finden, die der Wissenschaftler anders schriebe – etwa das übliche Grafenried für die Berner Familie im Unterschied zum Dorf Grafenried. Im allgemeinen muß man aber der Arbeit große Zuverlässigkeit zubilligen: Daß 1½ Viertel ein Mütt ausmachen und nicht deren 4 wie im Aargau, stimmt überein mit der Sonderregelung in Landshut, wo ein Viertel acht Mäß zählte, von denen im Bernbiet 12 aufs Mütt gingen.

So ist es Fritz Schmalz gelungen, ein an wissenschaftlicher Treue gemessenes Volks- und Geschichtslesebuch zu schaffen. Wir wünschen ihm weite Verbreitung. H.A. Michel

Der Sinn für die Erhaltung historisch und architektonisch wertvoller Gebäude, von Häusergruppen und Ortsbildern und schließlich auch naturkundlich interessanter Landstriche ist in den letzten Jahren erfreulicherweise in breitere Kreise gedrungen. So haben sich in den Jahren 1976–1978 die Viertelsgemeinde Ostermundigen, die Einwohnergemeinde Muri bei Bern und die Forstdirektion des Kantons Bern zusammengefunden, um den reichen eiszeitlichen Spuren im Gebiete *Ostermundigenberg–Großholz* den nötigen Schutz zu sichern. Der Regierungsrat des Kantons Bern hat auf Antrag der Forstdirektion am 6. Dezember 1978 einen Beschluß über das Eiszeitreservat *Ostermundigenberg–Großholz* gefaßt und damit 10 Zonen mit reicher Blockstreuung (Moränen) und dazu 29 einzelne Findlinge unter Schutz gestellt. Auf Wunsch der beiden beteiligten Gemeinden und der Forstdirektion hat Karl Ludwig Schmalz, der langjährige Naturschutzinspektor des Kantons Bern, der an der Verwirklichung des Planes entscheidenden Anteil hatte, einen Führer durch das Eiszeitreservat verfaßt*.

Mancher Leser wird überrascht sein, im ersten Kapitel im Abschnitt «Vom Gümligental» über die Herkunft des bekannten Liedes «Ramseyers wei ga grase» orientiert zu werden. Aber das hat seine volle Berechtigung, denn das Lied verdankt seinen Ursprung einem Vorfall im Gümligental, der in die Zeit um 1860 anzusetzen ist. Doch das erste Kapitel ist nur einleitendes Vorgeplänkel zum eigentlichen Thema des Bändchens. Im zweiten Kapitel, «Der Molasseberg, seine Steinbrüche und seine geologischen Geheimnisse», und im dritten Kapitel, «Die Spuren des Eiszeitalters», wird uns anhand des Beispiels Ostermundigenberg ein höchst instruktives Kompendium (oder Repetitorium) geologischer und erdgeschichtlicher Kenntnisse geboten. Aber auch die drei folgenden Kapitel «Das Eiszeit-Reservat Ostermundigen[berg]–Großholz», «Der Wald» und «Naturlehrpfade» bieten eine Fülle des Interessanten und Wissenswerten. Der Text, zu dem Forstingenieur Martin Indermühle drei waldkundliche Abschnitte beigesteuert hat, wird durch eine reiche Illustration mit Ausschnitten aus Plänen und Karten, mit Fotos und Skizzen wirkungsvoll unterstützt.

Es ist zu hoffen, daß recht viele Leser sich mit dem handlichen Büchlein aufmachen, um das Eiszeitreservat und die Naturlehrpfade aufmerksam zu durchwandern. Für eine hoffentlich schon bald notwendig werdende zweite Auflage des Bändchens möchten wir lediglich den Wunsch

* *Karl Ludwig Schmalz*: Ostermundigenberg–Großholz. Führer durch das Eiszeitreservat und Beitrag zur Heimatkunde. Hrsg.: Viertelsgemeinde Ostermundigen, Einwohnergemeinde Muri bei Bern, Forstdirektion des Kantons Bern; Bern 1980.

äußern, daß in der Inhaltsübersicht zu den einzelnen Kapiteln und Abschnitten auch die Seitenzahlen angeführt werden.

H. Specker

Oberland

«*Das Simmentaler Bauernhaus*»* ist eine überarbeitete Neufassung des gleichnamigen Heimatbuches aus dem Jahre 1948. Deutlicher noch als in der ersten Auflage zeigt sich hier die Liebe des Autors Christian Rubi für das konstruktive und gestalterische Detail. Die Gliederung des Inhalts nach Epochen unterscheidet sich wohltuend vom Durcheinander der ersten Ausgabe. Neu ist auch ein Kapitel über den Hausbau im 19. Jahrhundert. Das 20. Jahrhundert – immerhin stammen etwa drei Viertel der Bauernhäuser aus dieser Zeit – bleibt wohl der dritten Auflage vorbehalten.

In der Einleitung beklagt sich der Autor darüber, daß bis heute Darstellungen der Haustypen der verschiedenen oberländischen Regionen fehlen. Seit 1948 ist dazu jedoch schon einiges – wir erinnern nur an das Heimatbuch «Das Haus der Landschaft Frutigen» oder an verschiedene Aufsätze von Max Gschwend – erschienen. Wenn man den Begriff «Haustyp» nicht bloß auf einige Elemente der Holzbearbeitung beschränkt, so genügt aber auch das vorliegende Heimatbuch der anspruchsvollen Zielsetzung – das Simmentaler Bauernhaus typologisch darzustellen – kaum. Schon beim ersten Durchblättern ist festzustellen, daß Stall- und Wirtschaftsbauten, Hof- und Betriebsformen in Rubis Werk überhaupt nicht berücksichtigt werden.

Vollends daneben geriet unserer Meinung nach der Versuch, die Beziehung zwischen Hausbau, «Volksart» und Wirtschaftsform aufzuzeigen (Volksart und Wirtschaft, Seite 142 ff.). Die wirtschaftsgeschichtliche Darstellung ist oberflächlich, das beigebrachte historische Zahlenmaterial zufällig. Zusammenhänge fehlen. Dazu nur ein Beispiel. Auf Seite 145 schreibt Rubi: «So wurde der Simmentaler vom 16. Jahrhundert an stark von der Geldwirtschaft beeinflusst. Doch war er daneben weitgehend Selbstversorger. Bis in die obersten Täler trieb er Getreidebau.» Nach seinen Berechnungen sollen an der Lenk 1701 rund 19 hl Getreide geerntet worden sein. In diesem Kirchspiel gab es damals jedoch über 200 Landwirtschaftsbetriebe. Von Selbstversorgung mit Getreide kann hier also keine Rede sein. Meine eigenen Untersuchungen (dazu: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1975, Heft 4) im Gebiet der Gemeinde Boltigen lassen vermuten, daß der Getreideanbau schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zugunsten einer intensiveren Viehwirtschaft stark zurückgegangen ist. Dank der auf der Viehwirtschaft basierenden Geldwirtschaft konnte das Selbstversorgerprinzip umgangen werden. Ob und wie sich dies auf den Hausbau ausgewirkt hat, müßte nun eigentlich untersucht werden. Abschließend sei darauf hingewiesen, daß – wie Urbarauswertungen ergeben haben – die Getreideanbaugebiete zur Hauptsache auf den unteren Terrassen des Haupttales zu suchen sind.

Wenn es Rubi auch nicht immer gelingt, größere Zusammenhänge aufzuzeigen, so vermittelt er uns doch im vorliegenden Heimatbuch eine Vielzahl interessanter Beobachtungen und wertvolle Einzelinformationen. So ist sein Hinweis, daß der Kunst- und Flachmaler Antoni Schwaller ein Proselyt war, zweifelsohne der Schlüssel (via Proselyten-Manual der Stadt Bern!) zu den bis anhin unbekannten Lebensdaten dieses für die Simmentaler Kulturszene nicht unbedeutenden Mannes – wer ruft hier «dilettantischer Volkskunsthändler» (Seite 101)?

Aus Gründen der Vollständigkeit seien Schwallers Lebensdaten – einmal mehr mit einem Dank an die Mitarbeiter des Staatsarchivs Bern – kurz nachgetragen: Geboren 1730, möglicherweise als Sohn des Malers Peter Wilhelm Schwaller von Solothurn (Dies würde bedeuten, daß er einer Nebenlinie der von Rubi zitierten Solothurner Familie entstammt); am 15. Februar 1757 in die bernische Landeskirche aufgenommen und am 22. November 1768 als Bürger von Chavan-

* *Christian Rubi: Das Simmentaler Bauernhaus.* Verlag Haupt, Bern 1980. (Berner Heimatbücher; 125.)

nes-de-Bogis naturalisiert. Gebühren wurden ihm dabei keine abgefordert, was darauf schließen läßt, daß Swaller arm war. Nach seinem Aufenthalt im Simmenthal – von Rubi belegt sind die Jahre 1760 bis 1762 – taucht Swaller um 1774 in Bern auf, verheiratet mit Verena Hugi aus Niederbipp. Bis zu seinem Tod am 16. August 1786 wurde er von verschiedenen obrigkeitlichen Institutionen periodisch mit Geldzuwendungen unterstützt. Da seine Frau schon im Januar 1786 starb, wurden seine beiden, wahrscheinlich geistig behinderten Kinder zu einem Bauern verdingt.

Was mich an Rubis sonst durchaus lesenswertem Heimatbuch vor allem stört, ist sein belehrender Stil, wenn ihm Argumente fehlen. Beispielsweise Seite 33: «Diese Menschenmasken (auf den Konsolen) hatten auch mit einem Volksglauben an die Abwehrkraft gegen böse Geister, von dem gewisse Hausforscher schwatzen und schreiben, nichts zu tun.» Obwohl Rubis Standpunkt vertretbar ist, wäre hier – im Hinblick auf andere publizierte Untersuchungen (Robert Wildhaber: Diebsschreckfiguren und Türwächterbilder, in Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 22, 1962, oder Max Gschwend: Köpfe und Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern, Festschrift Alfred Bühler, Basel 1965) – eine differenzierte Betrachtungsweise wünschenswert. Das Beispiel ist leider kein Einzelfall. Seite 7 schreibt Rubi: «Weder Zimmerleute noch die anderen Talhandwerker gingen nach ihrer Lehrzeit auf die Wanderschaft.» Seite 83 belegt er jedoch für den Maler Allenbach das Gegenteil. Wenn man zudem im «Articuls-Brief für die Meisterschaft Zimmer Handwerks deß Landgrichts Conolfingen» von 1762 (RQ Konolfingen) nachlesen kann, daß ein Lehrknab nach der Lehre drei Jahre wandern oder als Geselle arbeiten soll, bevor ihm das Meisterstück aufgegeben werden kann, so darf man Rubis Aussage zumindest mit einem Fragezeichen versehen.

Eine der schönsten Blüten ist aber auf der Seite 127 über die Rauchküche zu lesen: «Es gibt zwar Leute, die finden, wer solch primitive, düstere Gelasse eines Museums nicht kenne, habe eine Bildungslücke. Bedenkt man aber, welche Leiden die Hausfrauen ... in all den Rauchküchen ... zu erdulden hatten, wendet man sich von diesen musealen Demonstrationen schauernd ab.» Bei seinem Versuch, Argumente, die für ein Freilichtmuseum sprechen, in ihr Gegenteil zu verdrehen, übersieht der Autor die historischen Tatsachen – nämlich die Einstellung der Hausfrauen zu ihrem Arbeitsplatz, als es noch kaum Alternativen zur Rauchküche gab.

So anregend Rubis Analysen der Schmuckformen auch sind, gegenüber seinen Interpretationen ist meist Vorsicht am Platz. Sehr rasch hat er Verallgemeinerungen zur Hand (Beispiel: Wesen des volkstümlichen Zierens ..., Seite 56), ohne zu berücksichtigen, daß wir heute nur noch über Relikte des ehemaligen Baubestandes verfügen.

Als Darstellungsmittel wurden ausgiebig Zeichnungen und Fotos verwendet. In einigen Fällen hat man sicher zuviel des Guten getan, indem Foto und Zeichnung den gleichen Sachverhalt zeigen (Seite 9 und 10, 14 und 15, 20, 9 und 26, 40, 44, 58 und 66, 73 und 128 und so weiter). Peinlicher ist, wenn Zeichnung und Foto von einem und demselben Gegenstand nicht miteinander übereinstimmen (Seite 20, aber auch Seite 44 unten, ebenso die Radsonnen auf Seite 40) oder wenn Zitate vom beigegebenen Bild abweichen (ein Zitat Seite 76 enthält mindestens acht Fehler). Rubi huldigt der Unart, in seinen Zeichnungen den effektiven Tatbestand zu interpretieren und «in richtige Verhältnisse» zu setzen. Dabei erleiden die lebendigen und fragilen Kunstwerke unserer Vorfahren oft einen grausamen, schulmeisterlichen Tod, wie das Beispiel auf Seite 95 anschaulich zeigt.

Zum Schluß sei festgehalten, daß eine Publikation dieser Art heute eigentlich nicht mehr ohne Quellen- und Literaturverzeichnis erscheinen dürfte; denn auch die zitierten Bücher von Gempele-Schletti, Langhans und Wyss haben Titel. «Ein gedruckter Regierungserlaß aus dem Jahre 1739» ist unter einer bestimmten Signatur im Bernischen Staatsarchiv aufzufinden. Die dendrochronologische Altersbestimmung des Hauses Kernen wurde 1979 in der Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte publiziert, und der nachträglich bös mit Filzstift übermalte Plan des Hauses Gerber ist eine Aufnahme des technischen Arbeitsdienstes des Kantons Bern (TAD). Dies auch klar zu deklarieren, ist weiß Gott kein Zeichen trockener Wissenschaftlichkeit, sondern bloß Anstand gegenüber dem Leser und den benützten Autoren. R. Tuor†

Vor zwei Jahren konnten wir einen Band über das Lauterbrunnental in der Malerei sehr positiv würdigen (Berner Zeitschrift 1978, S. 280 f.). Diesmal hat derselbe Verfasser, selber einem Briener Geschlecht entstammend, gleichsam als Pendant einen Band über den *Brienzersee* herausgebracht*. Brien, dessen Name nicht nur mit dem Ballenberg-Museum, sondern seit mehr als einem Jahrhundert mit der Schnitzerschule und mit Malernamen wie Max Buri und den Brüdern Girardet eng verbunden ist, darf auf eine recht lange kulturelle Tradition zurückblicken. Hier nur eine ganz knappe Skizze: Im 18. Jahrhundert sind es Kleinmeister, die die Reize des Brienzersees entdecken. Es entsteht mit der Darstellung von Wasser und Voralpen ein Gegenstück zur erhabenen Hochgebirgswelt von Eis und Firn. Bis in die Romantik hinein sind es die fremden Maler, die sich stets neu angezogen fühlen; mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts beginnt eine einheimische Malertradition. In unserem Jahrhundert schafft Hodler neue Perspektiven. Dem eng mit Brien verbundenen Ehepaar Surbek war 1979 in Brien eine Sonderausstellung gewidmet.

Mit den ausgewählten 60 Bildern, 11 davon als Farbtafeln, erhält der Leser einen anschaulichen Längsschnitt, begleitet von einem Kommentar, der die geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge sowie wesentliche Details aufzeigt. Ein knapp gehaltener Apparat enthält die notwendigen wissenschaftlichen Hinweise. Es ist ein wohl gelungenes Buch – auch vom gestalterischen her – nicht nur für den Kunst- und Naturliebhaber, sondern ebenso für jeden Geschichtsfreund.

H.A. Michel

Biographisches

Ein Team von über einem Dutzend Mitarbeiter hat, wie die herausgebende Edition Erpf in einer beigefügten Pressemitteilung stolz verkündet, nach einem «generalstabsmäßigen Terminplan» innerhalb bloß dreier Monate ein Erinnerungsalbum an *Madame de Meuron* zustandegebracht**, die jüngst verstorbene, vom Publikum unter die Berner Originale gezählte grand old Lady Berns. Nun ist ein Sprichwort «Gut Ding will Eile haben» allerdings unbekannt, und das zu Recht. Das ästhetisch ansprechende Bändchen, das unter die Gattung der «Bern-Bücher» einzureihen ist, zeigt im Detail eine zuweilen arge Schluderei. So macht es – um nur drei Beispiele anzuführen – aus dem Vater Frau von Meurons, Samuel Moritz Albert Ludwig von Tschärner, einen «Heidelberg Ludwig von Tschärner» (S. 13) – er holte sich in Heidelberg seinen Dokortut –; der bernische «Avoyer» (= Schultheiß) wird in der Übersetzung zum «Landespräsidenten»! (S. 76); ja selbst das Geburtsdatum der geschilderten Hauptperson wird falsch übernommen (S. 46). So weit, so schlecht. Nur schlecht? Wenn das Buch hier trotzdem erwähnt wird, so deshalb, weil es in der Reihe der Publikationen und Presseäußerungen über die Schloßherrin aus dem Gürbetal einen Schritt weiter führt. Erstmals findet man unter den Verfassern – wir denken an Corinne Pulver – Personen, die man in Rümli auch tatsächlich mehrmals antreffen konnte. Dadurch, daß zudem Leute zu Worte kommen, die Frau von Meuron näher kannten, wird aus dem monologisierend-schwatzhaften Phantom einer unwirklichen «Madame de», die bisher die Literaturszene beherrschte, eine Persönlichkeit, die dem verstorbenen Individuum bedeutend näher kommt. Immer noch allerdings geistert das Klischee durch die Seiten, Frau von Meuron sei ein Kind des Ancien régime, also des 18. Jahrhunderts, gewesen; sie, die als eine der ersten Frauen in Bern Auto fuhr, die sich spartanische Disziplin auferlegte und sich einer stählernen Gesundheit erfreute, ihre weitläufigen Geschäfte durchaus alleine besorgte und ihre Figur in viktorianisches Schwarz hüllte.

Man wartet nach wie vor auf die gültige Biographie über Frau von Meuron, deren Komposition, so vermuten wir, einen Zeitaufwand von mehr als drei Monaten verlangt. Inzwischen

* Max Huggler, *Der Brienzersee in der Malerei*. Herausgegeben von der Kulturfondskommission der Gemeinde Brien, Verlag K.J. Wyss Erben AG, Bern 1980. 130 S.

** *Madame de Meuron*, 22. August 1882–22. Mai 1980. Ein Erinnerungsalbum von Rosmarie Borle, Herbert Distel, Urs Kohli, Corinne Pulver u.a. Edition Erpf, Bern 1980. Preis Fr. 24.80.

begnügt man sich jedoch trotz der geäußerten Kritik – nicht zuletzt auch der hübschen Abbildungen wegen – mit dem herausgekommenen Album. Es ist von der Haltung her, in der es geschrieben wurde, zusammen mit dem Aufsatz im vergriffenen Bändchen von Hansruedi Lerch das Anständigste, das bisher über die ungewöhnliche Frau erschienen ist. J.H. Wäber

Kulturgeschichte

Zu den interessantesten Quellen über das Alltagsleben in Bern um 1800 zählen die Aufzeichnungen von Pfarrer Karl Howald (1796–1869), die heute auf der Berner Burgerbibliothek aufbewahrt werden. Aus dem bekanntesten Teil dieser Denkwürdigkeiten, Geschichten und Anekdoten, die unter dem Namen «Berner Brunnenchronik» zusammengestellt sind, hat François de Capitani eine *Vorlesungs-Nachschrift* aus dem Jahre 1783 veröffentlicht, mit der unzufriedene Studenten (der Verfasser ist möglicherweise Johann Friedrich Stapfer) auf die fachliche und didaktische Unfähigkeit ihres Mathematik-, Physik- und Geographieprofessors aufmerksam machen wollten. Niklaus Blauner (1713–1791), der angegriffene Dozent, weist sich in der Tat aufgrund seiner Geographievorlesungen kaum als akademische GröÙe aus: Obschon ihm bei seiner Wahl zum Mathematikprofessor im Jahre 1749 ausdrücklich ein Studienaufenthalt in Paris zugestanden wurde, damit er sich auf sein neues Amt gründlich vorbereiten könne, sind seine Ausführungen von 1783 eher Reiseerinnerungen als wissenschaftliche Vorträge. Seine berndeutsch gehaltenen Referate gingen denn offenbar auch regelmäßig im Durcheinander von studentischen Zwischenrufen und professoralen Ordnungsversuchen : («Heit ech still!») unter. Verständlicherweise haben die fünf Vorlesungsnachschriften, in denen die Zustände während Professor Blauners Vorträgen mit entlarvender Genauigkeit aufgezeichnet worden sind, ihre Wirkung nicht verfehlt: Die Behörden konnten die Augen vor den Mißständen nicht mehr verschließen und legten dem unfähigen Dozenten den Rücktritt nahe; am 16. Dezember 1784 resignierte Niklaus Blauner von seiner Stelle.

Auch für den heutigen Leser sind die von Karl Howald überlieferten Vorlesungsprotokolle nicht nur als Kuriosum lesenswert, zeigen die Texte doch zudem, mit welchen Schwierigkeiten man bei der allmählichen Umwandlung der Hohen Schule Berns von einer Theologenanstalt zu einer Akademie und Universität zu rechnen hatte: Die Erwartungen und Ansprüche, die Obrigkeit, Kirche, Dozenten, Studenten und ein weiterer Kreis Bildungswilliger den neuen Fächern (Geisteswissenschaften, Jurisprudenz, Mathematik/Physik, Medizin usw.) entgegenbrachten, waren von einer derartigen Vielfalt, daß sich erst nach längerer Zeit und etwelchen Auseinandersetzungen so etwas wie ein Stoff- und Lehrkanon herausbilden konnte. Daß in diesem Prozeß dem Mathematik- und Physikunterricht eine zentrale Rolle zukam, weist der Herausgeber in seinem Einleitungskapitel, das den bezeichnenden Titel «Naturwissenschaften zwischen Theologie und Artillerie» trägt, überzeugend nach.

Darüber hinaus sind die Aufzeichnungen aber auch eine sprachgeschichtlich äußerst wertvolle Quelle. Im Anhang untersucht deshalb Roland Ris die Nachschrift als Mundartforscher und gibt wertvolle Hinweise auf das Stadtberndeutsch im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Da der sorgfältig edierte Quellentext nicht nur mit einer instruktiven Einleitung versehen ist, sondern darüber hinaus auch durch zahlreiche Anmerkungen und ein Glossar erschlossen wird, dürfte das amüsante Bändchen auch dem historisch interessierten Laien wertvolle Informationen über das höhere Schulwesen am Ende des Ancien régime vermitteln. U. Zahnd

* *Heit ech still!* Die berndeutschen Geographievorlesungen des ansonst unbedeutenden Berner Professors Niklaus Blauner aus dem Jahre 1783. Herausgegeben von François de Capitani mit einem Kapitel über das Berndeutsche im 18. Jahrhundert und einem Glossar von Roland Ris. Bern 1980.

Nachdem auf Weihnachten 1979 die «Bernischen Wohnschlösser» erschienen, läßt ihnen Wolf Maync ein Jahr später die *Besitzergeschichte* von gut 30 «Campagnen», Landsitzen, folgen*. Im großen und ganzen gilt weiter, was wir anlässlich der letztjährigen Besprechung gesagt haben (Berner Zeitschrift 1979, 143 f.). Gewisse Beanstandungen fallen weg. Doch haftet auch diesem Band etwas Langweilig-Lexikalisches an, das wohl einen bestimmten Kreis von Wissbegierigen zu befriedigen vermag – vielleicht etwas zu sehr sogar, wenn die Besitzergeschichte – wie in einem Fall – gar mit der Indiskretion der außerehelichen Abkunft endet.

Die Vorstellung, daß im alten Bern Ratsherren und Landvögte sozusagen «Ferien» oder den gesamten Sommer in den Campagnen und Landschlössern verbrachten, bedarf einer Einschränkung: Wer im Rat saß, das heißt im Kleinen Rat, der mußte täglich um 7 Uhr früh an der Sitzung sein; das reichte nicht zu weiten Anreisen, höchstens aus der nächsten Umgebung der Stadt. «Ratsferien» gab es einzig im «Herbst», das heißt zur Zeit der Weinlese in der Waadt. Ebenso waren amtierende Landvögte zum ganzjährigen Wohnsitz auf dem Vogteischloß verpflichtet – das übrigens oft auch sehr schön lag. In diesem Sinne ist der einleitende Text «Sie kamen und gingen» zu rektifizieren. Vielen Gnädigen Herren winkte keine Reihe froher sommerlicher Tage; der Staatsdienst verpflichtete zu sehr. In dieser Hinsicht ist der Verfasser einer allzu idyllischen Betrachtungsweise verfallen. Rudolf von Tavel war jedenfalls in der Darstellung politischer Alltagsarbeit des alten Berners besser beschlagen.

H.A. Michel

Gottlieb Emanuel von Haller (1735–1786) setzte mit seinem «Schweizerischen Münz- und Medaillenkabinett» (1780/81) einen Markstein in der Geschichte der schweizerischen Numismatik. Die beiden Herausgeber haben sich zum Ziel gesetzt, den ersten Abschnitt, «Schaumünzen, welche die Eidgenossenschaft überhaupt, oder einige Stände zugleich betreffen», neu zu edieren und gleichzeitig den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen anzupassen. So begleitet uns der Text Hallers durch die Schweizergeschichte von der Bundesgründung bis zu den Allianzen des 18. Jahrhunderts.

Der Aufbau in der Reihenfolge der dargestellten Ereignisse erschwert zwar dem heutigen Historiker die Einordnung der Medaillen in ihre Entstehungszeit, widerspiegelt aber das historische Bewusstsein des 18. Jahrhunderts.

Ein kritischer Apparat und eine durchgehende Bebilderung ergänzen das Hallersche Werk und ermöglichen es, die Edition als modernes wissenschaftliches Nachschlagewerk zu benutzen. Es bleibt zu hoffen, dass die Historiker vermehrt auf die Medaillen als Quelle des eidgenössischen Selbstbewusstseins in der frühen Neuzeit zurückgreifen werden.

F. de Capitani

* Wolf Maync: Bernische Campagnen. Ihre Besitzergeschichte. Verbandsdruckerei, Bern 1980. 176 S., Fr. 49.50.

** Des Herrn Gottlieb Emanuel Hallers Eidgenössisches Medaillenkabinett 1780–1786. Herausgegeben von Balazs Kapossy und Erich B. Cahn. Sonderdruck aus dem Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 55–58, 1975–1978. Bern 1980.